

NICOLE ZIELKE

# WOHNKULTUR IM ALTER

Eine qualitative Studie  
zum Übergang ins Altenheim



**[transcript]** ALTER – KULTUR – GESELLSCHAFT

**Aus:**

*Nicole Zielke*

## **Wohnkultur im Alter**

### **Eine qualitative Studie zum Übergang ins Altenheim**

Februar 2020, 204 S., kart., 17 SW-Abb., 12 Farbabb.

39,99 € (DE), 978-3-8376-5015-0

E-Book:

PDF: 39,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5015-4

Wie gestalten Menschen im hohen Lebensalter den Übergang ins Altenheim? Welche Rolle spielt dabei das körperlich-leibliche Befinden? Und wie gelingt es, den Verlust der gewohnten räumlichen Privatheit zu kompensieren? Ausgehend von diesen Fragestellungen entwickelt Nicole Zielke unter Berücksichtigung materiell-räumlicher und körperlich-leiblicher Aspekte ein Übergangverständnis, das den Blick für die Lebensbedingungen, Selbstverhältnisse und individuellen Praktiken im hohen Alter weiter öffnet. Damit liefert sie eine innovative und detailreiche Untersuchung, die sowohl inhaltlich als auch methodisch neue Erkenntnisse und Einsichten für die Lebenslauf- und Altersforschung vermittelt und Anknüpfungspunkte für umziehende Personen, pflegende Angehörige und Praktiker\*innen der Altenhilfe bietet.

**Nicole Zielke**, geb. 1984, ist Soziologin und arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Projektmanagerin in der Theaterwerkstatt Bethel sowie als freie Dozentin für Qualitative Forschung. Ihre Arbeits- und Forschungsschwerpunkte sind ästhetische Praxis und Inklusion, Raumsoziologie, Übergangsforschung und qualitative Methoden.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5015-0](http://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-5015-0)

# Inhaltsverzeichnis

Danksagung	7
Prolog	9
1. Einführung »Du wirst doch nicht ins Altersheim umziehen!«	11
1.1 Zur Kontextualisierung von Übergängen <i>im</i> Alter	16
1.2 Zur Konzeptualisierung von Übergängen	20
1.3 Der wohn(raum)bezogene Übergang im Alter	24
1.4 Ziel der Untersuchung	32
1.5 Der Aufbau der Arbeit	33
2. Methodisches Vorgehen: Die Grounded Theory als Forschungsstil	39
2.1 Zugang zum Feld & Portraits der Einrichtungen	43
2.2 Überlegungen zum Sample & zur Auswahl	48
2.3 Zur Gestaltung der Datenerhebung	49
2.3.1 Die Teilnehmende Beobachtung zur Annäherung	50
2.3.2 Das verstehende Interview	52
2.3.3 Die Materialität von Erzählungen	57
2.3.4 Die InterviewpartnerInnen	59
2.3.5 Fotografien & Illustrationen	64
2.4 Zur Gestaltung der Datenauswertung	66
3. Zur Interdependenz von Körpern, Dingen und Räumen im Übergang	77
3.1 Erfahrungsdimension <i>Körper</i>	78
3.1.1 Den <i>körperlichen Leib</i> im Zusammenbruch erfahren	80
3.1.2 Das <i>Älterwerden</i> im körperlichen Leib erfahren	84
3.2 Erfahrungsdimension <i>Dinge</i>	89
3.2.1 Grenzen der Handhabbarkeit	91
3.2.2 Mobile Dinge	92
3.2.3 Assistive Dinge	94

3.3	Erfahrungsdimension <i>Raum</i>	97
3.3.1	Der Raum des Privaten als soziale Praxis	101
3.3.2	Institutionalisierte Räume - Raum als <i>Produkt</i> und <i>Produzent</i> sozialer Praxis	104
3.3.3	Die räumliche Formation von Anwesenheit und Abwesenheit	109
3.3.4	»Die Möbel, die werden mir das Einleben schon erleichtern« – Zur materiellen Aneignung und Herstellung räumlicher Privatheit	110
3.4	Zusammenfassung wesentlicher Erkenntnisse	122
4.	Der Habitus als konstituierendes Element räumlicher Privatheit	131
4.1	Der klassenspezifische Habitus	135
4.2	Der geschlechtsspezifische Habitus	140
4.3	Der generationsspezifische Habitus	146
4.4	Zusammenfassung wesentlicher Erkenntnisse	149
5.	Zur Gleichzeitigkeit von Persistenz und Modifikation im Übergang	153
5.1	Die erzwungene Anpassung des Habitus	156
5.2	Der Habitus »verschluckt« den körperlichen Leib nicht!	158
6.	Schlussbetrachtungen und Ausblick	169
	Epilog	175
	Ergänzungen	177
	Literaturangaben	181

Zuallererst bedanke ich mich bei den InterviewpartnerInnen<sup>1</sup> für ihre Offenheit, ihr Vertrauen und ihre Zeit. Ohne ihre Erfahrungen und Einblicke, die sie mir gewährt haben, wäre diese Arbeit nicht möglich gewesen. Bei den Mitarbeitenden der Alteneinrichtungen bedanke ich mich für die Zugangsmöglichkeiten und die Organisation.

Herzlichen Dank an Prof. Dr. Tomke König für ihre wissenschaftliche Begleitung, die wertvollen Gespräche und vor allen Dingen für ihre bestärkenden Rückmeldungen. Bei Prof. Dr. Britta Hoffarth bedanke ich mich dafür, dass sie im Endspurt meiner Arbeit auf den »rollenden Zug« aufgesprungen ist und mich in meinen »letzten Zügen« begleitet und unterstützt hat. Prof. Dr. Birgit Geissler hat mich ermutigt, diese Forschungsarbeit zu beginnen. Ich danke ihr für ihre wertvollen Ratschläge und sachkundigen Kommentare zu meinen ersten Textentwürfen.

Ich bedanke mich bei den Kolleg\*innen der Forschungswerkstatt der Fakultät der Erziehungswissenschaft und der Research Class der BGHS Bielefeld für die ausgiebigen Interpretationssitzungen, die Impulse, die Diskussionen und die zahlreichen Denkanstöße.

Sonja Mense und Solveig Lawitzke danke ich für die wunderbaren, einfühlsamen und »auf-den-Punkt-bringenden« Illustrationen. Ich empfand unsere Zusammenarbeit als äußerst bereichernd für mich und den Entwicklungsprozess der Forschungsarbeit. Ganz lieben Dank an Sonja Mense, dass sie darüber hinaus noch federführend am Layout und der Gestaltung der Promotionsarbeit mitgewirkt hat. Dadurch ist ein wunderbarer, spielerischer Dialog zwischen Form und Inhalt entstanden.

Ich danke Dr. Vera Leberecht für ihre wertschätzende Schreibberatung, die mir vor allem in der Endphase geholfen hat, meine letzten Arbeitsschritte zu strukturieren.

Maike Lippelt, Lara Pöttschke, Sabine Hoffmann und Katharina Woljohann danke ich für ihre inhaltliche Unterstützung, ihre Rückmeldungen und ihre Power!

<sup>1</sup> Ich orientiere mich in meiner Arbeit an den Grundsätzen der geschlechtersensiblen Sprache. Hierzu weitere Erklärungen siehe Fußnote 7.

Doreen und Torsten Göhre danke ich, dass sie neben ihrer beruflichen Tätigkeit und ihrer Familie Zeit gefunden haben, meine Dissertation zu lesen und ihr mit ihren Korrekturen den »letzten Schliff« zu geben.

Danke auch an alle Freund\*innen und Arbeitskolleg\*innen, die mich während der gesamten Zeit ermutigt und mir neben meiner Berufstätigkeit den Raum gegeben bzw. den Rücken freigehalten haben, um dieses Projekt verfolgen und vollenden zu können: Anja, Ann-Cathrin, Alexandra, André, Bernadette, Bettina, Christine, Katrin, Kristin, Nicole und Matthias.

Ganz besonderer Dank gilt meiner Familie und meinem Freund Mark für ihre Impulse, Korrekturen, Begleitung, Geduld, Zuversicht, Liebe und zahlreichen, ermunternden Gespräche.

Ich widme diese Arbeit meiner Großtante GISELA R., deren letzte Lebensphase mich zu dieser Arbeit inspiriert und durch einen langen, sehr erkenntnisreichen, bewegenden Lebensabschnitt geleitet hat.

Meine Großtante GISELA R. wurde 2010 in ein Altenheim in der Nähe ihrer Schwester überwiesen. Zuvor wohnte sie über 56 Jahre lang mit meinem Großonkel HERMANN R. in einer Dreizimmerwohnung in Osna-brück. Nach dem Tod ihres Ehemannes im Jahr 2005 blieb sie weiterhin in der Wohnung. Jede Woche machte sie einen Ausflug in den Zoo und ging ab und an in die Stadt. Nachdem sie nicht mehr so gut zu Fuß unterwegs sein konnte und auch nicht mehr so viel Elan zum Einkaufen hatte, organisierte sie sich einen Lebensmittellieferanten. Mit der Zeit verließ sie nur noch selten ihre Wohnung. Sie beobachtete von ihrem Fenster aus das Treiben auf der vielbefahrenen Hauptstraße und telefonierte täglich mit ihrer Schwester und Nichte. Als sie in ihrer Wohnung einen Zusammenbruch erlitt, wurde ihrer Schwester vom Krankenhauspersonal geraten, meine Großtante in einem Altenheim in Betreuung zu geben. Nach Aussagen des Fachpersonals konnte sie sich nicht mehr allein versorgen und es bestand die Gefahr, dass sie wieder einen Zusammenbruch erleiden könnte. Sie zog in ein Altenheimzimmer mit Ausblick auf einen See in Wohnortnähe ihrer Schwester. Dort teilte sie sich ein Zimmer mit einer anderen Frau, was damals noch üblich war. Das Bett meiner Großtante stand direkt am Fenster, sodass sie immer hinausschauen konnte. Die Möbel wurden ihr vom Altenheim gestellt, da sie keine eigenen Möbel mitbringen durfte. Ihre Wohnung mit diversen privaten Einrichtungsgegenständen haben ihre Angehörigen verkauft. Auf die Frage, was sie ins Altenheim mitnehmen möchte, wählte sie einen Teddy, der immer auf dem Sofa in ihrem Wohnzimmer saß, ihre Ehrenurkunde zum 25-jährigen Dienstjubiläum aus dem Gästezimmer und ein gerahmtes Foto meines verstorbenen Großonkels, das immer auf ihrem Nachtschrank stand. Bei meinem Besuch bei ihr im Altenheim erzählte sie mir, dass sie während ihrer Schwangerschaft mit meinem Großonkel den Teddy kaufte. Leider verloren sie das Kind und seitdem saß der Teddy auf dem Sofa. Die Ehrenurkunde hing immer über der Tür des Gäste- bzw. Esszimmers, das einmal das Kinderzimmer sein sollte. Wenn ich mit meiner Familie zu Besuch war und wir zusammen aßen, saß ich immer meiner Großtante gegenüber und sah über ihrem Kopf die Urkunde hängen. Ich erinnere mich an endlose Gespräche zwischen meiner Großtante, meiner Großmutter und meiner Mutter über das Berufsleben von GISELA R.

Als es um ihren Umzug ging, war ich damals sehr beeindruckt von ihrer Klar- und Entschiedenheit. Sie wusste genau, was sie unbedingt bei sich haben wollte. Für mich wäre diese Frage so existentiell und bedeutsam, dass sie mich überfordert hätte. Ich hätte mich nicht so schnell entscheiden können. Ich erinnerte mich an meinen ersten Umzug zu Studienbeginn, als ich mein Elternhaus verließ, um in meine erste eigene kleine Dachwohnung

zu ziehen. Die zahlreichen Umzugskartons, die gefüllt waren mit Büchern, CDs und Kleidungsstücken, sind mir in guter Erinnerung geblieben. Den vollbeladenen Umzugswagen, mit den zum Teil neugekauften Einrichtungsgegenständen, meinem Fernseher, meinem Computer und den vielen Dingen, die sich in meinem damaligen ›Jugendzimmer‹ befanden, von denen ich mich nicht hätte trennen können, sehe ich noch vor mir. Für mich war der Auszug ein spannender und herausfordernder Neuanfang und Start in den nächsten Lebensabschnitt. Bei meiner Großtante hatte ich das Gefühl, es wäre ein Abschied. Kurze Zeit nach meinem Besuch verstarb sie. Sie wohnte vier Wochen im Altenheim. Im nachhinein stellte ich im Gespräch mit meiner Großmutter und meiner Mutter fest, dass meine Großtante schon viel früher begann, ihren Haushalt aufzulösen bzw. sich von persönlichen Gegenständen zu trennen. Schon bei unseren Besuchen in ihrer alten Wohnung fragte sie uns immer, ob wir etwas mitnehmen möchten oder beschenkte uns. Ich hatte aber leider nicht mehr die Möglichkeit, meine Großtante zu fragen, wann für sie der Prozess der Auflösung, der Vorbereitung und des ›Abschieds‹ begann. Ich konnte sie nicht mehr fragen, warum sie sich gerade für ihren Teddy, ihre Ehrenurkunde und das Foto entschied. Ich konnte sie nicht mehr fragen, warum sie nicht alles zurückließ und wie sie es empfand, alles zurücklassen zu müssen. Ich konnte ihr auch nicht mehr die Frage stellen, wie sie sich in ihrem Zimmer fühlte. Die Frage *Was bleibt?* ließ mich nicht mehr los. Didier Eribon schrieb in seinem Buch »Gesellschaft als Urteil« in Anlehnung an Marcel Proust sehr treffend: »Der Tod eines anderen Menschen bedeutet die Unmöglichkeit, Antworten auf Fragen zu bekommen, die man immer hätte stellen sollen, die man vor sich hergeschoben hat, weil sie nicht dringend genug erschienen und nun für immer unbeantwortet, eine Obsession bleiben.« (Eribon 2017: 25) Genau aus diesem Grund, weil ich meiner Großtante nicht mehr Fragen stellen konnte und von ihr keine Antworten mehr bekam, wollte ich erfahren, wie andere Menschen diesen Prozess erlebten. Ich wollte herausfinden, welche Entscheidungen die Personen zu treffen hatten und welche sie noch eigenständig treffen konnten. Ich wollte wissen, ob und welche Dinge sie mitnahmen und die Gründe dafür. Ich wollte einen Einblick bekommen, wie sie sich in ihrem neuen Zuhause einrichteten und ob das Zimmer zu ihrer neuen »Adresse«<sup>2</sup> wurde. Mein Erlebnis mit meiner Großtante GISELA R. gab den Anlass, diese oben genannten Fragen in meiner Untersuchung durch mehrere Interviews und Teilnehmende Beobachtungen zu beantworten.

2 Interview 13; LUISE IMHOLZ: Z. 1254. Alle Namen und Angaben zu den befragten Personen sind anonymisiert. Nähere Erläuterungen zur Anonymisierung, siehe Kap. 2.4.



# 1. Einführung

## »Du wirst doch nicht ins Altersheim umziehen!«

»[...]»Du wirst doch nicht ins Altersheim umziehen!« *Sie* allerdings ist entschlossen. *Sie* hat sich bereits unter den in Frage kommenden Heimen umgesehen, packt und vollzieht den Wechsel in die neue Umgebung. Hier im Seniorenstift nun fällt ihr auf: In gemütlicher Runde [...] berichten Bewohner gelegentlich, was sie, als sie hier ins Stift übersiedelten, alles zurückgelassen haben: etwa das geräumige Haus, gebaut nach eigenen Wünschen und Plänen mit einem wundervoll gepflegten Garten. [...] Und immer ist bei ihrem Erzählen ein feiner Schmerz zu spüren; denn hier im Stift ist das alles nun nicht mehr von Bedeutung: [...] Der einzelne Heimbewohner ist hier nur einer unter 199 anderen. Nur er, er als Person zählt. *Sie* beginnt zu verstehen. Solche oder ähnliche Bedenken mochten auch ihre Bekannten veranlasst haben, *sie* vor einem Umzug ins Heim zu warnen. Doch *sie* blieb damals bei ihrem Entschluss, und *sie* bereut diesen nicht. *Sie* weiß, *sie* hat letztlich nichts zu verlieren. *Sie* hat nur sich selbst. Sonst gibt es nichts, was *sie* herausheben würde aus dieser Schar alter, allmählich schwächer werdender Menschen. So stellt sich auch für *sie* die Frage: Wer bin ich nun hier in diesen andersartigen Lebenszusammenhängen? [...]« (Lehmann 2016: 48 f., Hervorh. i. Orig.)

Im Buch »Spiegelbild« der Autorin Else Lehmann wird der Entscheidung der Protagonistin, in ein Altenheim<sup>3</sup> umzuziehen, mit Unverständnis und Bedenken begegnet. Doch für die Protagonistin stand der Entschluss fest. Sie hatte sich für eine Einrichtung entschieden und den Umzug vollzogen. In ihrer neuen Umgebung erfährt sie den Verlust an Kontinuität, Stabilität und Anerkennung und die Reduktion von Individualität, die mit dem Übergang in eine völlig neue, fremde, institutionalisierte Umwelt spürbar werden. Obwohl sie nun die Bedenken ihrer Bekannten nachvollziehen kann, bereut sie ihre Entscheidung nicht. Denn sie weiß, dass sie »nichts zu verlieren« hat.

3 Ich werde in den einführenden Kapiteln z. T. von »Alten- und Pflegeheimen« schreiben, weil in den letzten Jahrzehnten die Angebote der Alten- und Pflegeheime immer mehr zusammengewachsen sind, sodass das Drei-Schritte-Modell (autonomes Wohnen in der Alterswohnung – Umsiedlung ins Altersheim – Umzug ins Pflegeheim) zunehmend von mehrgliedrigen Alteinrichtungen, als Kombination aus Alten- und Pflegeheimen, abgelöst wird. Mein Forschungsinteresse bezieht sich jedoch auf Altenheime, in denen hauptsächlich ältere Menschen betreut werden, bei denen in manchen Fällen keine Pflegestufe, aber eine erheblich eingeschränkte Alltagskompetenz vorliegt. Synonym verwende ich auch die Begriffe »Alteinrichtung« und »Seniorenheim« bzw. »Seniorenzentrum«.

Wie die Autorin Else Lehmann beschreibt, ist es für viele Personen erstrebenswert, sich bis zum Schluss allein bzw. mit externer Unterstützung versorgen zu können und in seinen »eigenen vier Wänden« zu sterben (vgl. Hochheim/Otto 2011). Prospektiv wird der Übergang als Umbruch mit der gesamten bisherigen Lebensführung (vgl. Seifert, A. 2018) oder als ein »kritisches Lebensereignis« (Höblich/Meuth 2013: 293) verstanden, der zu einem umfassenden und nicht mehr zu kompensierenden Verlust von Lebensqualität führen kann.<sup>4</sup> Für viele der betroffenen Personen kommt ein wohnraumbezogener Übergang in ein Alten- und Pflegeheim erst dann in Frage, wenn es die materielle Not oder die körperliche Verfasstheit erzwingen (vgl. Niejahr 2005: 156). Denn in einer Lebensphase, in der sich der Aktionsradius zunehmend verkleinert, die Wohnung und das Quartier einer der wichtigsten und vertrautesten Lebensmittelpunkte sind, erfährt der Mensch, wie beim Erleben der Protagonistin sichtbar wird, eine Veränderung der »Person-Umwelt-Relation« (Wahl/Mollenkopf/Oswald 1999: 18), bei der die Identität und Kontinuität einer Biographie erst einmal aus dem Gleichgewicht gebracht werden kann. Darüber hinaus fühlt sich die Protagonistin in »Spiegelbild«, aufgrund der Institutionalisierung von Strukturen und Organisationsformen und der »bürokratischen Überformung von Subjekten« (vgl. Trescher 2012: 245), zunächst nur als »eine[r] unter 199«. Ihre individuellen Handlungsmöglichkeiten bzw. Gestaltungsfreiheiten scheinen begrenzt (vgl. Prahl/Schroeter 1996: 176). Günter Burkart (2009) kommt deshalb zu der Schlussfolgerung, dass die Privatheit des bisherigen Wohnens in den »eigenen vier Wänden« in den Einrichtungen der stationären Altenhilfe aufgehoben wird.

»[...] insbesondere der unfreiwillige Umzug in ein Heim [kann] bei hoher Vulnerabilität<sup>5</sup> zu Funktionseinbußen, geringer Lebenszufriedenheit, niedrigem Wohlbefinden und erhöhter Mortalität führen.« (Oswald/Franke 2014: 206)

Jedoch sind der Anpassung von Wohnformen sowie der häuslichen Pflege<sup>6</sup> durch Angehörige oder die Finanzierung qualifizierten Personals

4 Siehe auch Forschungsprojekt »Zonen des Übergangs – Dimensionen und Deutungsmuster des Alterns« (Graefe/van Dyk/Lessenich 2012) bei jungen, älteren und alten Menschen.

5 Die Verletzlichkeit einer Person wird als Vulnerabilität bezeichnet. Der Begriff wird häufig in der Medizin verwendet, um die Anfälligkeit für gewisse Erkrankungen zu beschreiben. In dieser Arbeit wird der Begriff Vulnerabilität aber breiter verstanden. In Anlehnung an Gasser/Knöpfel/Seifert, K. verwende ich ihn, um nicht nur die körperliche und psychische Verletzlichkeit, sondern auch die ökonomische und soziale Verwundbarkeit einer Person zu benennen (vgl. Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015: 44).

6 Der Trend geht, aufgrund der Lebensvorstellung eines Großteils der älteren Menschen wie auch bedingt durch die Kostenplanung, weg von vollstationären Einrichtungen hin zu ambulanten, teilstationären oder mehrgliedrigen Versorgungsformen. Die 5. Generation an Senioreneinrichtungen sind eigentlich keine Heime mehr, sondern andere Heime im Sinne von örtlichen Kompetenzzentren und kollektiven Versorgungseinrichtungen, die auf dem Leben in Privatheit, Gemeinschaft und Öffentlichkeit basieren. Innerhalb dieser Kompetenzzentren werden verschiedene Leistungsangebote medizinischer Art wie auch in Form von Spezialpflegen miteinander verknüpft und als zentrale Mosaiksteine im Sozialraum Beratungs- und Steuerungsaufgaben übernehmen (vgl. Arend 2015: 183).

ab einem bestimmten Pflegebedarf Grenzen gesetzt, sodass der Übergang in ein Alten- und Pflegeheim unausweichlich wird und die betroffenen Personen, wie die Protagonistin und die UntersuchungsteilnehmerInnen<sup>7</sup>, »nichts [mehr] zu verlieren« (d.Verf.) haben. Im Dezember 2015 waren knapp 2,9 Millionen Menschen in Deutschland pflegebedürftig im Sinne des Pflegeversicherungsgesetzes (SGB XI); die Mehrheit davon (64%) waren Frauen. Fast drei Viertel (73% bzw. 2,08 Millionen) der Pflegebedürftigen wurden zu Hause versorgt. 27% (783 000 Pflegebedürftige) wurden in Pflegeheimen vollstationär betreut. Obwohl der Anteil derjenigen, die Zuhause versorgt werden, größer ist, ist bei der stationären Versorgung insgesamt im Vergleich zu 2013 ein Wachstum zu verzeichnen.<sup>8</sup> Auch in Zukunft gehen Bedarfs-schätzungen von einer Zunahme zwischen 50% und 60% für den stationären Sektor aus (vgl. Statistisches Jahrbuch 2017).

Umzüge oder Übersiedlungen im ›hohen Alter‹ werden zwar unter der Übergangsperspektive (Oswald 2014, Karl 2013) betrachtet, bislang fehlen allerdings in der Lebenslauf- und Übergangsforschung Erkenntnisse darüber, wie sich dieser Übergang ins Altenheim unter der Perspektive von Räumlichkeit gestaltet. Oftmals verschließen Perspektiven wie die der Alten- und Pflegeheime als »Abweichungs- oder Krisenheterotopien«<sup>9</sup> oder »Totale Institutionen«<sup>10</sup>, in denen Alten- und Pflegeheime als geschlossene Machtbehälter, als Formen der Disziplinierung angesehen werden, den Blick auf die aktiven Entscheidungen, die Prozesse des Aushandelns und der (symbolischen) Aneignungsstrategien (vgl. Hänel/Unterkircher 2010: 16),

7 Ich orientiere mich in meiner Arbeit an den Grundsätzen der geschlechtersensiblen Sprache, die durch die Nennung und Sichtbarmachung der Geschlechter die Gleichwertigkeit aller Menschen – unabhängig von ihrem Geschlecht – ausdrückt (vgl. Gäckle 2017). Daher verwende ich das Gendersternchen (\*), wenn ich keine Kenntnis über die geschlechtliche Identität habe bzw. in Kontexten, in denen ich die Geschlechtervielfalt sichtbar machen will. Bei den UntersuchungsteilnehmerInnen sind die geschlechtlichen Identitäten bekannt, sodass ich das Binnen-I anwende.

8 Die Anzahl der in Heimen vollstationär versorgten Pflegebedürftigen ist unterdurchschnittlich um 2,5% (19.000) gestiegen (vgl. Statistisches Jahrbuch 2017).

9 Michel Foucault hat mit seinem Ansatz der Heterotopien auf die Disziplinierungs- und Institutionalierungsmechanismen hingewiesen. Seiner Meinung nach werden Individuen, deren Verhalten abweichend im Verhältnis zur Norm ist, in Räume wie Erholungsheime, psychiatrische Kliniken und Altersheime »gesteckt« (vgl. Foucault 2005: 12). Gerade das Alter stellt in diesem Sinne eine Abweichung oder auch Krise in unserer Gesellschaft dar, »wo die Freiheit die Regel ist, der Müßiggang eine Art Abweichung ist« (Foucault 2002: 41).

10 »Totale Institutionen« sind dem Soziologen Erving Goffman zufolge »Wohn- und Arbeitsstätten einer Vielzahl ähnlich gestellter Individuen, die für längere Zeit von der übrigen Gesellschaft abgeschnitten sind und miteinander ein abgeschlossenes, formal reglementiertes Leben führen« (Goffman 1973: 11). Typisch für »Totale Institutionen« ist, dass sich alle Angelegenheiten des Lebens an ein und derselben Stelle abspielen, d. h. an dem festen Ort der Einrichtung. Somit werden nach Goffman bestimmte altersspezifische Wohnformen als »Totale Institutionen« bezeichnet, da sie sich zumeist auf einen Ort beschränken und zudem ein weiteres zentrales Merkmal aufweisen, nämlich die Vorgeplantheit der Tagesstruktur durch das Personal. Weiterhin besteht wenig Privatsphäre innerhalb dieser stark strukturierten Institutionen, da das Personal zu jeder Tages- und Nachtzeit die Zimmer betreten kann.

durch die die Akteur\*innen<sup>11</sup> die Möglichkeit haben, sich mit den »andersartigen Lebenszusammenhängen« zu arrangieren und ihre *Räume des Privaten*<sup>12</sup> im Altenheim wieder aktiv herzustellen.

Aus diesem Grund zeige ich in meiner Arbeit die Übergangserfahrungen und Sichtweisen der Einzelnen auf. Anhand der Analyse von verstehenden Interviews und Beobachtungsnotizen versuche ich, die relevant gesetzten Übergangsmomente, deren individuelle Gestaltung und Bewältigung zu analysieren: Welche Umstrukturierungen gehen mit der Entscheidung zu einem Übergang einher? Wie werden diese Veränderungen bewältigt? Welche Chancen haben die Akteur\*innen, ihren *wohnraumbezogenen Übergang*<sup>13</sup> ins Altenheim frei gestalten zu können? Denn obwohl der Übergang ins Altenheim in der späteren Lebensphase weniger institutionalisiert oder durch gesetzliche Regelungen bestimmt ist als z. B. der Renteneintritt, wirken auch hier demografische Entwicklungen, Altersbilder, Wohnkonzepte für pflege- und betreuungsbedürftige Menschen und normative, gesellschaftlich-geprägte Erwartungen. Diese werden seitens der Professionellen (Fachärzt\*innen, Pflegekräfte, gesetzliche Betreuer\*innen) und Institutionen mit Anforderungen an die Individuen übersetzt und mit Blick auf Wohnformen, Wohngröße, Wohnlage, Angebots- und Tagesstrukturen und Geldleistungen entsprechend als angemessen bzw. unangemessen bewertet (vgl. Höblich/Meuth 2013: 295). Mein Hauptaugenmerk liegt dabei auf der materiell-räumlichen Dimension von Übergängen, denn ich gehe davon aus, dass sich der Übergang nicht nur in institutionellen Praktiken, Diskursen, Statusveränderungen oder Personen vollzieht, sondern auch in materiell-räumlichen Konstruktionen. Diese können als Schlüssel zu Lebensweisen, Wertevorstellungen, Erwartungen, Erinnerungen und Erfahrungen fungieren.

### *Charakter der Untersuchung*

Der Ausgangspunkt meiner Arbeit war, wie im Prolog schon erwähnt, die Frage nach der Beziehung zwischen Mensch und Ding<sup>14</sup> und deren Veränderung im Übergang, um die materielle Dimension für die Beschreibung von Übergängen ins Altenheim stärker zu erforschen. Dazu griff ich den objektsoziologischen Ansatz von Aida Bosch auf. In ihrer Arbeit »Konsum und Exklusion – Eine Kulturosoziologie der Dinge« nimmt sie einen

11 Siehe Fußnote 7.

12 Für Carmen Keckeis sind die »eigenen vier Wände« »institutionalisierte Räume des Privaten und Intimen«, weil diese der strukturellen Unterscheidung von öffentlich und privat, wie sie z. B. an gebauten Räumen ablesbar ist, folgen (vgl. Keckeis 2017: 45). Weitere Erläuterungen siehe Kap. 3.3.1.

13 Zur Definition »wohnraumbezogener Übergänge« im Verhältnis zu »wohnbezogenen Übergängen« siehe Kap. 1.3.

14 Die Begriffe Dinge, Objekte, Gegenstände, Sachen verwende ich weitestgehend synonym. Hierzu nähere Informationen in Kap. 3.2.

Blickwinkel ein, der die Relevanz materieller und körperlicher Strukturen und Phänomene für die soziologische Theorie und Forschung hervorhebt. Ausgehend von ihrer Beobachtung, dass Dinge nicht nur von materieller Beschaffenheit bestimmt sind, sondern auch als Symbole »von Bedeutung, als Repräsentanz von Zeichen, Ideen und symbolischen Vorstellungen« (Bosch 2012: 52) zu verstehen sind, entwickelt sie eine ›Soziologie der Dingwelt‹, die sich u. a. auf dem Habitus-Konzept von Pierre Bourdieu und der Kategorie des demonstrativen Konsums von Thorstein Veblen gründet. Sie hebt hervor, dass die persönlichen Dinge als Schalt- und Schnittstellen in individuellen Biographien gelten. Über sie erhält man Zugang zu Wendepunkten, persönlichen Selbstentwürfen, identitätsprägenden Erfahrungen und Erlebnissen, zu Verlusten und Gewinnen im Lebenslauf (vgl. Bosch 2010: 469). Diese eigens entwickelte ›Objektesozologie‹ wird in ihrer Arbeit zur Grundlage, die Dingwelten gesellschaftlicher Milieus in sozialen Randlagen und deren soziale Inklusions- bzw. Exklusionskraft zu untersuchen.

Jedoch differenzierten sich im Sinne des Zirkularitätsprinzips von Datenerhebung und -auswertung der Grounded Theory<sup>15</sup> – im Zuge der ersten Auswertungen des Beobachtungsmaterials und der Interviews – die Forschungsfrage und das Erkenntnisinteresse weiter aus. Letzteres verschob sich stärker auf den *wohnraumbezogenen Übergang* und seine *Gestaltungsmöglichkeiten*. Die Beziehungen zwischen Menschen und Dingen konnten nicht unabhängig der wohnraumkonstituierenden Handlungen betrachtet werden. Der ursprüngliche konzeptionelle Ausgangspunkt dieser Untersuchung generierte zu einer Subkategorie *Erfahrungsdimension Dinge*, die unter Berücksichtigung der Sozialität von Dingen, also der Person-Objekt-Beziehungen und deren Wandelbarkeit im Übergangsprozess, interpretiert und theoretisiert wurde.

Entsprechend dieser Verwobenheit von Datensammlung und -analyse, von permanentem Vergleichen und Prüfen, versuche ich in dieser Arbeit zu vermitteln, wie ich mein theoretisches Konzept aus den Daten erhoben habe und sich mein Forschungsprozess vollzogen hat. Aus diesem Grund werde ich im einleitenden Kapitel nicht auf meine theoretischen Bezugspunkte eingehen, sondern diese ähnlich der iterativ-zyklischen Vorgehensweise im Forschungsprozess erst in bestimmten Erläuterungszusammenhängen des empirischen Kapitels (Kap. 3–5) einpflegen. Dieses einleitende Kapitel soll einen Überblick über die Themenstellung und ihren Hintergrund (Kap. 1.1) geben. Es soll wesentliche Begriffe und Konzepte (1.2/1.3) sowie das Ziel dieser Arbeit (Kap. 1.4) erklären. Zum Abschluss der Einleitung gehe ich auf die Gliederung der Arbeit ein (Kap. 1.5).

15 Diese Arbeit stützt sich im Wesentlichen auf die Verfahrensprämissen und Kodierprozeduren der Grounded Theory, die von Glaser/Strauss in »The Discovery of Grounded Theory: Strategies of Qualitative Research« (1967 (orig.); 1979; dt. Übersetzung 2005) und von Glaser in »Theoretical Sensitivity« (1967) entwickelt wurden.

## 1.1 Zur Kontextualisierung von Übergängen *im* Alter

»Das Konzept Lebenslauf basiert in großem Maße auf soziokulturellen Theorien des Alter(n)s und der sozialen Beziehungen, auf sozialkognitiven und entwicklungspsychologischen Theorien der Lebensspanne, sowie auf institutions- und strukturtheoretischen Zugängen.« (Raithelhuber 2011: 9) Dabei stellt der Übergang für die Lebenslaufforschung eines der wichtigsten theoretischen Konzepte dar. Traditionell befasst sich dieser Forschungszweig mit Übergängen von einer Altersstufe zur anderen (Kindheit, Jugend, Erwachsenen- und Ruhestandphase), von einer Tätigkeit zur anderen (Ausbildung, Beruf, Rente) oder von einer Situation zur anderen (Heirat, Umzug, beruflicher Auf- oder Abstieg) (vgl. von Felden 2010: 21). Dabei geht es nicht nur um die Betrachtung der individuellen Bewältigung von Zustandswechseln bzw. wie jemand in einen Folge- bzw. Endzustand gekommen ist, sondern auch um die gesellschaftliche Organisation und Konstitution von Übergängen (vgl. Struck 2001: 31). In der Analyse von Übergängen lassen sich kausale Abfolgen, (Übergangs-)Entscheidungen oder Ereignisse in Abhängigkeit von inneren und äußeren Determinanten identifizieren und ihre Wirkung sowie die institutionellen Rahmungen und Handlungsbedingungen bestimmen. An Übergängen werden gesellschaftliche Normen und Normalitätserwartungen sichtbar. Zudem kann an Übergängen beobachtet werden, wie bestimmte (Ungleichheits-)Strukturen reproduziert und individuelle Unsicherheiten und Ungewissheiten verhandelt werden. Sie sind ein »zentrales Motiv des Verhältnisses zwischen Individuum und Gesellschaft, [d. h.] der gesellschaftlichen Koordinierung und Regulierung durch Institutionalisierung und Ritualisierung [einer-] und der subjektiven Praxis des individuellen ›Leben selbst‹ [andererseits]« (Walter/Stauber 2013: 23, d. Verf.). Die Perspektive auf den Lebenslauf als Verzeitlichung, Institutionalisierung und Individualisierung des menschlichen Lebens (vgl. Kohli 2002: 310 f.) hebt zugleich die soziale Bedeutung des Alter(n)s nicht nur als biologischen Fakt oder chronologische Abfolge von Ereignissen, sondern in seiner institutionellen und individuellen Konstruktion hervor.

16 Die Regelaltersgrenze der gesetzlichen Rentenversicherung definiert, in Verbindung mit tarifvertraglichen und dienstrechtlichen Regelungen, den institutionellen Beginn der Altersphase. Amrhein stellt fest, dass »jenseits dieser Altersgrenze [...] das deutsche Recht mit Bezug auf das höhere und hohe Alter in weiten Teilen altersunspezifisch ausgerichtet [ist]« (Amrhein 2013: 12). Weder die gesetzliche Kranken- noch die soziale Pflegeversicherung oder das Betreuungsrecht sind an ein bestimmtes Alter gebunden, d.h. die Leistungen werden altersunabhängig gewährt. Dies gilt ebenso für das deutsche Recht, das »überwiegend altersintegrativ ausgerichtet [ist] und [...] älteren und alten Menschen in sozial inklusiver Absicht die Kompetenzen des mittleren Lebensalters [unterstellt]« (Amrhein 2013: 12). Daher fasst Amrhein zusammen, dass Hochaltrigkeit keine rechtlich definierte Lebensphase darstellt und demnach nicht in dem Maße institutionalisiert ist wie die Vorbereitungs- oder Erwerbsphase (vgl. Amrhein 2013: 13).

Dabei bezieht sich die institutionelle Konstruktion von ›Alter‹ und ›Altern‹ auf die formell konstituierte Altersordnung einer Gesellschaft oder Organisation, die durch gesetzliche bzw. vertragliche Normen und offizielle Altersdefinitionen festgeschrieben wird. Wie im institutionalisierten Lebenslauf mit seiner idealtypischen Dreiteilung von Jugend/Ausbildung–Erwachsenendasein/Erwerbstätigkeit–Alter/Rente (u. a. Kohli 1985, 2002) sichtbar wird, definieren formelle Altersgrenzen altersspezifische Rechte und Pflichten<sup>16</sup>, regulieren den Zugang zu sozialen Positionen (alterskodierte Inklusionen und Exklusionen) und errichten altersspezifische Sozialräume (z. B. Kindergärten, Arbeitsplätze oder Senioreneinrichtungen). Die Gesamtheit dieser Regelungen führt zur Altersschichtung einer Gesellschaft in fest definierte Altersgruppen und Lebensphasen. Die dreiteilige Struktur, die allgemein als Normallebenslauf bzw. Normalbiographie ihre Gültigkeit erlangte, reguliert diese Prozesse. Mit dieser Dreiteilung wird jedoch ein ›mittleres Alter‹ in Abgrenzung zu den (zu) ›Jungen‹ und den (zu) ›Alten‹ definiert, das als das ›richtige‹ oder ›beste‹ Alter im Sinne der Erwerbszentrierung und Leistungsfähigkeit gilt. Denn auch hier laufen »Klassifizierungen nach dem Alter (aber auch nach dem Geschlecht und natürlich nach der Klasse...) [...] immer darauf hinaus, Grenzen zu setzen und eine Ordnung zu produzieren, an die sich jeder zu halten hat, in der jeder seinen Platz zu behalten hat.« (Bourdieu 1993: 136 f.) Das mittlere Alter, weder zu jung noch zu alt, erweist sich somit als normativer Bewertungsstandard für alle anderen Altersgruppen.<sup>17</sup> ›Jung‹ ist, wer noch eine Zukunft – d. h. eine soziale Laufbahn – vor sich hat, als ›alt‹ wird umgekehrt eine Person bezeichnet, die an einem Endpunkt ihrer sozialen Entwicklung angekommen ist. Damit werden ›Alter‹ und ›Altern‹ durch die Festlegung von numerischen Altersgrenzen bzw. Zugehörigkeitsdauern und die Einführung einer Alt-Jung-Relation mit gegenteiligen symbolischen Alterszuschreibungen (›Jugendlichkeit‹ versus ›Seniorität‹) sozial konstruiert.

Seit der Industrialisierung stellte das ›Alter‹ aus sozialpolitischer Sicht eine Lebensphase dar, »die durch die Ausgliederung aus dem Erwerbsleben definiert und kollektiv erfahrbar gemacht« (Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015: 14) wurde. Aufgrund der anhaltenden Tendenz einer erhöhten Lebenserwartung hat sich wissenschaftlich wie auch sozialpolitisch in den vergangenen drei Jahrzehnten eine analytische Zweiteilung der Altersphase in ein ›drittes, junges und gesundes‹ sowie in ein ›viertes Alter‹ der stärker durch Krankheit, Abhängigkeit und Pflegebedürftigkeit geprägten Hochaltrigkeit durchgesetzt (vgl. Mehlmann/Ruby 2010: 15).

17 Aufgrund dieser konstitutiven Bedeutung des ›mittleren Alters‹ für die Entstehung und Kontinuität gesellschaftlicher Ordnung schlussfolgert Amrhein, in Anlehnung an Pierre Bourdieus Geschlechtertheorie, dass es »komplementär zur ›männlichen Herrschaft‹ (Bourdieu) auch eine ›Herrschaft des mittleren Alters‹« (Amrhein 2013: 12) gibt.



Abbildung 1: Lebenslaufmodell (Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015: 13)

Das sogenannte ›dritte Alter‹ beginnt mit der Verrentung oder Pensionierung. Dabei handelt es sich um eine Phase, bei der die Pensionierten »ihre neugewonnene freie Zeit auskosten, neue Erfahrungen sammeln, sich verwirklichen und sich für die Gesellschaft einsetzen« (Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015: 14). Demgegenüber steht das ›vierte Alter‹ als letzte Phase des Lebens, deren Beginn angesichts der ausgeprägten Heterogenität von Alternsprozessen umstritten ist<sup>18</sup>, aber vielfach zwischen dem 80. und 85. Lebensjahr (vgl. Amrhein 2013: 10, Wahl/Rott 2002: 26) angesiedelt ist. Diese letzte Phase des Lebens ist durch gesundheitliche Einschränkungen, Pflegebedürftigkeit, soziale Verluste (Partner-, Freund\*innenverlust u. a.) gekennzeichnet und endet mit dem Tod. Auffällig ist, dass im Gegensatz zur positiven Aufwertung des dritten Lebensalters das hohe Alter nach wie vor mit negativen Attributen versehen wird (vgl. Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 695). »[...] Die ›jungen Alten‹ werden als aktive selbstverantwortliche Koproduzenten ihrer Lebensbedingungen angerufen, hochaltrige Menschen hingegen vorrangig als zu Pflegende, zu Betreuende und zu Versorgende wahrgenommen und verbleiben damit im Objektstatus.« (Amrhein 2013: 13)

Für Silke van Dyk und Stephan Lessenich ist die Aufwertung des jungen Alters zurückzuführen auf ökonomische und arbeitsmarktpolitische Interessen an den Ressourcen des Alters (vgl. van Dyk/Lessenich 2009: 37). Dabei fallen jedoch die ›alten Alten‹ oder ›hochbetagten Alten‹ aus der positiv konnotierten, vital dynamischen und konsumfreudigen Beschreibung des Alters heraus und werden eher mit Krankheit, Pflegebedürftigkeit und Verlust der selbstbestimmten Lebensführung assoziiert. Deshalb ist es nicht verwunderlich, dass sich demographische Bedrohungsszenarien immer mehr auf das hohe Lebensalter konzentrieren, etwa wenn von unbezahlbaren Gesundheitskosten, steigenden Krankheits- und Pflegeausgaben und Pflegenotstand die Rede ist.

<sup>18</sup> Derartige Einteilungen und wissenschaftliche Abgrenzungen sind bisher nicht klar voneinander abgegrenzt und bleiben daher eher diffus.



»Die individuelle Konstruktion von ›Alter‹ und ›Altern‹ drückt sich in persönlichen Altersbildern, subjektiven Altersidentitäten, individuellen Entwicklungskonzepten und verinnerlichteten Altersnormen aus.« (Amrhein 2013: 12) Diese Selbstkonzepte entstehen nach Amrhein in einem lebenslangen Wechselverhältnis zwischen institutionellen und kulturellen Alter(n)s-konstruktionen und der Reflexion eigener biographischer Erfahrungen und Erlebnisse (vgl. Amrhein 2013: 12). Das Individuum eignet sich immer wieder aufs neue historisch bedingte Alter(n)s-schemata an, die in Gesprächen und Erzählungen narrativ entworfen bzw. aktualisiert werden oder sich in »spezifischen psychophysischen Dispositionen (Altershabitus)« (Amrhein 2013: 12) zeigen. Stefanie Graefe, Silke van Dyk und Stephan Lessenich haben sich in ihrer Befragung von Personen verschiedener Altersgruppen mit unterschiedlichen Deutungen des eigenen Älterwerdens befasst. Dabei haben sie nach der Relevanz, die dem Älterwerden sowie den Altersübergängen<sup>19</sup> in verschiedenen Lebensbereichen (Gesundheit, Körper, Arbeit, soziale Netzwerke, Wohnen, Engagement, Freizeit, Reproduktion) zugeschrieben wird, gefragt (vgl. Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 696). Sie kommen zu dem Ergebnis, dass es vom ›zweiten‹ ins ›dritte‹ Lebensalter eigentlich keine altersspezifischen Begründungen biographischer Übergänge gibt. Das Älterwerden spielt sogar in den Selbstkonzepten keine Rolle. Die Interviewpartner\*innen nehmen eher eine »ungebrochene Kontinuität des ›normalen‹ Erwachsenenendaseins – in Anspruch« (Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 697). Der klassische dreigeteilte Lebenslauf erweitert sich gegenwärtig in den subjektiven Wahrnehmungen älterer Menschen nicht um die Phase eines nachberuflichen, aktiven ›jungen Alters‹. Die Autor\*innen formulieren hierzu, dass das ›junge Alter‹ eher ein »äußerst machtvolles mediales, sozialpolitisches und nicht zuletzt marketing-relevantes Artefakt [ist], jedoch [...] in den gedeuteten Erfahrungen der alternden Subjekte keine strukturierende Rolle [spielt].« (Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 698) Erst im antizipierten Übergang ins pflegebedürftige, abhängige ›vierte‹ Alter manifestiert sich das Altsein mit seiner dazugehörigen Gebrechlichkeit und schwindenden Autonomie. Dieser Eintritt in die abhängige Lebensphase wird »prospektiv als Bruch mit der gesamten bisherigen Lebensführung antizipiert und dabei zunächst nicht am Erreichen einer bestimmten kalendarischen Altersgrenze festgemacht, sondern an einem befürchteten umfassenden und nicht mehr zu kompensierenden Verlust von Lebensqualität« (Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 302). Denn mit dem antizipierten Übergang ins abhängige, pflegebedürftige Alter gelingt die subjektive Selbstverortung im relativ alterslosen Erwachsenenendasein nicht mehr und die Entstigmatisierung des Alters stößt an ihre

19 Konzeptionell ist nicht jeder Übergang für die Autor\*innen gleich ein Altersübergang, denn nur die wenigsten Übergänge werden ihnen zufolge in diesen Zusammenhang gestellt. Daher unterscheiden sie zwischen Übergängen *zum* Alter, in denen das Altern ausdrücklich thematisiert wird, und Übergängen *im* Alter, die oftmals zum Altern nicht in Bezug gesetzt werden (vgl. Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 696).

Grenzen (vgl. Graefe/van Dyk/Lessenich 2012: 699). Jedoch führen sie weiter aus, dass der Übergang retrospektiv von pflegebedürftigen Hochaltrigen, die z. T. in einer betreuten Wohnform leben, nicht als Bruch der eigenen Lebensführung und des Selbstkonzeptes beschrieben wird, sondern als Fortführung und Möglichkeit. Die Autor\*innen fassen zusammen, dass in den subjektiven Konstruktionen nach wie vor ein dreigeteilter Lebenslauf existiert. Allerdings nicht entlang der üblicherweise unterschiedenen Stufen, sondern entlang der Phasen ›Jugend – berufliches/nachberufliches Erwachsenenendasein – hinfälliges Alter‹.

## 1.2 Zur Konzeptualisierung von Übergängen

Ältere Übergangskonzepte (Arnold van Gennep, Victor Turner, Anselm Strauss/Barney Glaser) setzen sich eher mit einfachen, linearen und klar definierten Übergangsprozessen auseinander, wie bei Arnold van Gennep (2005), der in den 60er Jahren durch seine Beobachtungen von Initiationen in archaischen Gesellschaften eine *Dreiphasenstruktur* entwickelt hat, mit der er erklärt, wie Individuen in klar definierte soziale Rollen und Statuspositionen ein- und austreten. Die einzelnen Phasen<sup>20</sup> werden durch spezifische Riten begleitet, bis sich das Individuum in der Integrationsphase mit Hilfe von Eingliederungsriten wieder in einen neuen Rahmen aus Regeln, Rollen und Verpflichtungen einfügt. Victor Turner orientiert sich am Phasenmodell von van Gennep und modifiziert es dahingehend, dass er zwischen »state« als einer Art stabiler und periodisch wiederkehrender Situation, die kulturell anerkannt bzw. vorgesehen ist, und »transition« unterscheidet.<sup>21</sup> Seinen Hauptfokus richtet er primär auf die *Liminalphase*, d. h. das Zwischenstadium zwischen zwei Positionen. Sowohl bei van Gennep als auch bei Turner werden in den jeweiligen Phasen die sozialen Strukturierungen von Übergangsriten sichtbar. Die Organisation von Initiationsriten hat somit u. a. die Funktion der Reproduktion des Bestehenden und der Einbindung der Menschen in Regeln und Konventionen, die für die Einzelnen auch entlastende Wirkungen haben. In der Reproduktion des Bestehenden zeigt sich eine Organisation von Gesellschaften in Klassen, Hierarchien, gestuften Positionen oder Machtverteilungen. In diesem Sinne sind Übergänge für die Produktion und Reproduktion von Strukturen maßgeblich mitverantwortlich.

20 Die erste Phase seiner Dreiphasenstruktur (»rites de passages«), in der sich das Individuum aus seiner bisherigen sozialen Position löst, wird durch Trennungsriten begleitet. In der zweiten Phase durchläuft das Individuum ein sogenanntes Zwischenstadium, das seinen Ausdruck in Schwellen- und Umwandlungsriten findet (vgl. van Gennep 2005: 21).

21 Im Gegensatz zu van Gennep interessiert er sich weniger für den Lebenslauf als eine strukturierte Abfolge, in der Übergänge von einer in eine andere Position erfolgen, sondern sein Fokus richtet sich auf den Übergang in seiner Prozesshaftigkeit und Dynamik. »[...] but I prefer to regard transition as process, a becoming, and, in the case of *rites de passage*, even a transformation [...]« (Turner 1967: 84, Hervorh. i. Orig.)

Glen Elder rückt hingegen mit seiner Life Course Perspective noch einmal stärker die aktive Mitgestaltung, d. h. die Bewältigung von Übergängen ohne traditionelle soziale Regulierungen, in den Mittelpunkt. In seinem grundlegenden Konzept der »pathways«, d. h. Lebensbahnen eines Individuums, beschreibt er Übergänge (»transitions«) im Lebenslauf nicht nur als strukturell vorgegeben, sondern als individuelle Bewältigungsleistung, die von der Integrationsleistung der Individuen, einschließlich ihrer persönlichen Eigenschaften, Erfahrungen und Lebensgeschichten, abhängig sind (vgl. Elder 1985: 17f.). Elders Konzept der Lebensbahnen, das die individuelle Handlungsfähigkeit und die Selbstwirksamkeit in den Mittelpunkt stellt, gilt als Orientierungsrahmen für viele weitere Übergangskonzeptionen, die die individuelle Auseinandersetzung und Bearbeitung normativer Übergänge untersuchen, wie z. B. das Konzept der Statuspassagen von Glaser/Strauss.

Barney Glaser und Anselm Strauss greifen zwar den Begriff der Passage von van Gennep auf, bezweifeln aber die standardisierte, schematisierte, regulierte oder strukturierte Abfolgeordnung von einer Position in eine andere. Eher sind für sie das Erleben, die Erfahrung und die Interaktion ausschlaggebend, sodass sie den Prozess und die aktive Mitwirkung stärker in den Vordergrund rücken, wie z. B. in ihrer Studie »Interaktion mit Sterbenden«<sup>22</sup> (1974), in der sie sich mit der Interaktion zwischen Kranken, die im Sterben liegen und dem Krankenhauspersonal beschäftigen (vgl. Glaser/Strauss 1974: 5). Dabei geht es ihnen nicht nur um die Aushandlungsprozesse der Passierenden einer Statuspassage, sondern auch um die Aushandlungsprozesse der Personen, die diesen Übergang begleiten, kontrollieren und auf diesen einwirken. Denn je nach Bewusstheitszustand verändern sich permanent die Aufgaben bzw. das Zusammenspiel zwischen den Passierenden und deren Begleiter\*innen. Demnach entstehen Veränderungen im Sozialgefüge, sobald sich das individuelle Übergangsmuster verändert. Ihr Ansatz der *Statuspassagen* (2010, 1971) soll die Verschränkung von strukturellen und persönlichen Bedingungen begreifbar machen. Dabei verstehen sie Statuspassagen als Prozesse, bei denen Menschen miteinander interagieren und sich wechselseitig beeinflussen. Zudem geht das Konzept der Statuspassagen, wie z. B. beim Sterbeprozess, von einer stärkeren Nichtlinearität und einer geringeren Strukturierung aus. »If we conceive of dying as a passage between statuses, then its major properties appear to be: dying is almost always unscheduled; the sequence of steps is not institutionally prescribed; and the actions of the various participants are only partly regulated.« (Glaser/Strauss 2010: 8)

Wie auch das Konzept der Statuspassagen geht der *Transitionsansatz* von Harald Welzer von einem Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen und individuellen Möglichkeiten aus. Insbesondere berücksichtigt er die

22 Der Originaltext ist 1965 unter dem Titel »Awareness of Dying« erschienen.

aktive Mitgestaltung der Individuen, indem er die subjektiv-biographischen Konstruktionen mit einbezieht. In Folge seiner eigenen Forschungsarbeiten distanziert er sich jedoch von Begriffen der Passage, des Übergangs sowie der Logik der linearen Abfolge und Kausalität, d. h. der Gerichtetheit und dem phasenhaften Verlauf. Denn laut Welzer hat man es mehrheitlich mit Prozessen zu tun, in denen sich Anfangs- oder Endpunkte nur sehr schwer bestimmen lassen, wie z. B. der Endpunkt der Erwerbslosigkeit nach einem Hochschulstudium. Aus diesem Grund richtet sich seine Kritik auch an Phasenmodelle zur Beschreibung von Übergängen, weil diese den Anschein linearer Abläufe erwecken (vgl. Welzer 1993: 145). Daher plädiert er für die Verwendung des Begriffs der Transition. Dieser umfasst eher die Bewegungsmomente und -sequenzen, die ineinander übergehen, sich überlappen und von verschiedenen Faktoren abhängig sind, die es zu bestimmen gilt. Sie werden vielmehr als ein Nebeneinander von konstruktiven, aufbauenden und destabilisierenden, entstrukturierenden Prozessen konzeptualisiert. »Transitionen bezeichnen demnach sozial prozessierte, verdichtete und akzelerierte Phasen in einem in permanentem Wandel befindlichen Lebenslauf.« (Welzer 1993: 37) Indem sein sozialpsychologisch ausgerichteter Begriff der Transition die subjektiven biographischen Konstruktionen in den Blick nimmt und nach der Genese von Übergängen fragt, ist er auch mit dem Ansatz der *Biographieforschung* verknüpfbar. Dieser erfasst ebenfalls in der Eigenperspektive, den Sinnbildungsprozessen und subjektiven Deutungsmustern der Individuen die subjektive Verarbeitung einzelner Übergänge sowie die strukturellen Rahmenbedingungen und Zumutungen. In diesem Sinne wird der Lebenslauf als Impulsgeber verstanden, zu dessen Impulsen sich das Individuum verhalten muss. Mit der Enttraditionalisierung und auch Entstandardisierung<sup>23</sup> der klassischen Industriegesellschaften seit den 60er Jahren nahmen zwar institutionalisierte und strukturelle Vorgaben nicht gänzlich ab, bestimmte Automatismen in der Abfolge von Übergangsschritten und Lebensphasen verloren aber an Sicherheit und Bedeutsamkeit. Die eindeutigen und klar institutionalisierten Lebensphasen wurden unsicherer, differenzierten sich, klafften auseinander und wurden immer kürzer. Infolgedessen stellt das biographische Handeln eine Möglichkeit dar, das ›Ich‹ vor situativen Zumutungen zu bewahren und individuelles Handeln plan- und vorhersehbar zu machen (vgl. Kohli 2002: 314 ff.). Die biographische Perspektive auf Übergänge ermöglicht, die Sinnbildungsprozesse der Einzelnen in ihren gesellschaftlichen und institutionellen Rahmungen abzubilden. Dadurch lässt sich herausfinden, »wie Einzelne mit normalbiographischen Vorgaben und Normalitätsunterstellungen umgehen, sie erfüllen (wollen) oder sie unterlaufen« (von Felden 2010: 25).

23 Damit ist die Flexibilisierung des Arbeitsmarktes, der Abschied von der bürgerlichen Kleinfamilie und der zunehmende Individualisierungsschub, der aus Normal- Bastelbiographien (Beck/Beck-Gernsheim 1993) werden ließ bzw. zu einer Pluralisierung von Lebensläufen führte, gemeint.

Aktuellere Ansätze<sup>24</sup> beschreiben Übergänge nicht länger als Wechselbeziehung zwischen der Institutionalisierung des Lebenslaufs und der biographischen Konstruktion der Subjekte, sondern als »soziale Vollzugswirklichkeiten« (Hitzler/Messmer 2011: 307 f.), die ständig (neu) konstruiert und gestaltet werden (vgl. Meuth/Hof/Walter 2014: 9). Demnach tragen Individuen aktiv zur Gestaltung ihres Lebenslaufs und zur Ausgestaltung ihrer Biographien bei, die soziale Praxis<sup>25</sup> ist jedoch stets in gesellschaftliche Zusammenhänge eingebettet und verweist auf die Inkorporierung gesellschaftlicher Ordnungen und die leibliche Verfasstheit individueller Akteur\*innen. »[...] die kulturelle und soziale Ordnung [ist] weder ausschließlich in den Strukturen und Institutionen noch in den Köpfen der einzelnen Gesellschaftsmitglieder, als vielmehr in der sozialen Praxis zu verorten [...]« (Hörning/Reuter 2004: 15) Mit dem Ansatz der *Herstellung und Gestaltung von Übergängen* werden zunehmend auch die Emotionalität, Körperlichkeit und die Sozialität von Objekten<sup>26</sup> in den Vordergrund gerückt (vgl. Raitelhuber 2011: 220). Eberhard Raitelhuber arbeitet mit seiner Perspektive auf Agency und Übergänge einen relationalen Ansatz heraus, der Übergänge eben nicht nur aus einem gesellschaftlichen institutionellen oder individualistischen handlungstheoretischen Blickwinkel betrachtet, sondern in ihrer Prozesshaftigkeit, in sozialen Praktiken, die in der Verbindung von Menschen und Dingen entstehen (vgl. Raitelhuber 2011: 157). Auf der Basis seiner Theorieerörterung des Akteur-Netzwerk-Ansatzes von Bruno Latour und der Kunsttheorie Alfred Gells plädiert Raitelhuber dafür, Dinge als Akteure und Teilnehmer im Ablauf von Handlungen zu akzeptieren. Denn Objekte sind ein notwendiger Bestandteil sozialer Praktiken, da »Praktiken sich aus Körperbewegungen zusammensetzen und [...] in der Regel Verhaltensweisen mit Dingen, mit Artefakten bilden, in deren Zusammenhang das praktische Wissen aktiviert wird.« (Reckwitz 2004: 45) Seiner Meinung nach muss für die Konstruktion von Handlungsmöglichkeiten und -optionen in Zukunft stärker die heraus-

24 Andreas Walther und Barbara Stauber stellen in ihrem Projekt »Doing Transitions — Formen der Gestaltung von Übergängen« (2017) die Gestaltung von Übergängen als Wechselspiel zwischen individuellen Herstellungsleistungen und gesellschaftlichen Reproduktionsmechanismen in den Mittelpunkt. Eberhard Raitelhuber (2011) entwickelt mit seiner sozialtheoretischen Reflexion des Konzepts »agency« einen relationalen Ansatz, der im Anschluss an Bruno Latour, Alfred Gell und Barry Barnes »agency« nicht mehr nur individuellen Personen zurechnet, sondern »agency« in sozialen Verhältnissen und Beziehungen zwischen Personen bzw. zwischen Personen und Objekten verortet.

25 Über soziale Praktiken werden Passungen zwischen institutionellen und subjektiven Modi der Gestaltungen hergestellt (vgl. Bourdieu 2014: 108 f.).

26 Die Dinge sind eben nicht nur Bedeutungs- und Funktionsträger, sondern legen Handlungen nahe, beeinflussen diese und können ermutigend und als Vermittler (Mediatoren) wirken. »[...] sie haben diese Dinge nur als einfache Vermittler verstanden, als einfache Übertragungen einer Kraft, die von einer anderen Ressource stammt, und zwar von einer Gesellschaft sui generis. [...] Aber die Objekte sind nicht die Mittel, sondern die Vermittler – wie andere Aktanten auch.« (Latour 2001: 250)

ragende Rolle von Mensch-Ding und Ding-Ding-Verbindungen berücksichtigt werden, die als Teil des Sozialen Verstetigungen, Verräumlichungen und Ausdehnungen erst möglich machen (vgl. Raithelhuber 2013: 128). Obwohl hier weder der agency-Ansatz noch Latours Konzept der Objekte als Vermittler/Aktanten im Mittelpunkt stehen sollen, eröffnet die Auffassung Raithelhubers einen Raum für weitere empirische Forschungsarbeiten, die sich der materiell-räumlichen Dimension von Übergängen, der Ent- und Verräumlichung von Anforderungen, Erwartungen und Ungleichheiten sowie den Aushandlungs- und Aneignungsstrategien widmen.

### 1.3 Der wohn(raum)bezogene Übergang im Alter

In Bezug auf Übergänge im Alter werden hauptsächlich Übergänge von der Erwerbstätigkeit in den Ruhestand (Schön 2007), Übergänge vom ›dritten‹ ins ›vierte‹ Lebensalter (Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015, Graefe/van Dyck/Lessenich 2011), in die Pflegebedürftigkeit bzw. in Pflegeverhältnisse (Backes/Wolfinger/Amrhein 2008, Kralik/Visentin/van Loon 2006), Prozesse der Fragilisierung<sup>27</sup> (Höpflinger 2017), familiäre Übergänge im Alter (Ryan/McKenna/Slevin 2011, Davies 2004), Risiken der Versorgung (Böhm/Tesch-Römer/Ziese 2009, Höpflinger/Hugentobler 2005) und Übergänge in den Tod und das Sterben (Bejick 2017, Horn 2017, Hurd Clarke 2002), d. h. die Auseinandersetzung mit dem Lebensende, betrachtet.

Im Folgenden gilt mein Interesse insbesondere dem aktuellen Forschungsstand zu wohn(raum)bezogenen Übergängen ins Alten- und Pflegeheim. Denn mit der Entstandardisierung und -strukturierung normaler Lebensläufe ging auch die Entstrukturierung des Wohnens einher, sodass nach Davina Höblich und Miriam Meuth das Wohnen als übergangshaftig zu betrachten ist und als Teilübergang eine gewisse Bewältigungsleistung erfordert (vgl. Höblich/Meuth 2013: 291). Wohnen gilt als elementares Grundbedürfnis und hat nach den Soziologen Häußermann und Siebel (1996) eine funktionale, soziale und sozialpsychologische Bedeutung. »Im Wohnen drücken sich [...] individuelle wie gesellschaftlich-systemische Praktiken des Lebens an Ort und Stelle aus.« (Hasse 2009: 39) Vor dem Hintergrund, dass das Wohnen mit Geborgenheit, Schutz, Ruhe und Gewohnheit verbunden ist, wird der Wechsel des Wohnortes oftmals als ein kritisches Lebensereignis bezeichnet (vgl. Höblich/Meuth 2013: 293). Als »Alltagspraxis und Subjektivierungspraktik« (Hasse 2009: 32) ist das Wohnen mit einer kulturgeschichtlich-historisch etablierten Idee des privaten Ortes verbunden, der vom öffentlichen Raum abgetrennt ist und dessen

27 Der Übergang vom aktiven ›dritten‹ zum pflegebedürftigen ›vierten‹ Lebensalter wird als Prozess der Fragilisierung bezeichnet. Demnach wird mit ›Fragilität‹ die Zwischenstufe zwischen gesunden und hilfsbedürftigen alten Menschen benannt. Das Konzept der Fragilität ist in der Gerontologie und Geriatrie weit verbreitet (vgl. Gasser/Knöpfel/Seifert, K. 2015: 22).

Zugang sich kontrollieren lässt. Wie die Idee des Wohnens bzw. bestimmte Wohnnormen kulturell geprägt sind, sieht man an der Wandelbarkeit von Wohnweisen, an Grundrissen von Häusern und Wohnungen resp. der materiellen Basis des Wohnens. Gute Wohnbedingungen sind ausschlaggebend für die Partizipationsmöglichkeiten der Individuen, d. h. die Wohnsituation ist entscheidend für das Erleben sozialer, institutioneller und ökonomischer Ausgrenzung. Gerade im höheren Alter ist das Wohnen ein Dreh- und Angelpunkt für Isolations- und Ausgrenzungserfahrungen (vgl. Kümpers/Alisch 2018, Petrich 2011).

Nach Otto Friedrich Bollnow erfordert das Wohnen einen bestimmten Wohnraum, d. h. einen räumlichen Bereich, wie z. B. eine Wohnung (vgl. Bollnow 1971: 128). In dieser Arbeit soll nicht »die Weise, wie der Mensch in seinem Hause lebt« (Bollnow 1971: 125), sondern die Wiederherstellung und Aneignung von Wohnraum, d. h. *das Nebeneinander von Ent- und Verräumlichungspraktiken*, im Mittelpunkt stehen. Aus diesem Grund benutze ich in dieser Arbeit überwiegend den Begriff der *wohnraumbezogenen Übergänge*, um den Aspekt der Aneignung und Herstellung von Räumlichkeit hervorzuheben. Im folgenden Kapitel wird nun ausgewählte Literatur aus der Übergangs- und Lebenslaufforschung sowie der Gerontosoziologie betrachtet, die sich in besonderem Maße mit wohnraumbezogenen Übergängen auseinandersetzt.

In einer qualitativen Studie untersuchen Hochheim und Otto (2011) den Zusammenhang von Wohnen und Alter bei Menschen in der zweiten Lebenshälfte. Obwohl in der Studie nicht der wohnbezogene Übergang in Alteneinrichtungen im Fokus steht, werden durch die *antizipierten Wohnszenarien der Zukunft* die Alterskonzepte, Haltungen und Wohnvorstellungen herausgearbeitet, die letztlich auf die individuelle Gestaltung des Übergangs wirken. An der Studie nehmen sechs Männer und dreizehn Frauen im Alter von 40 bis 72 Jahren teil. In narrativen Interviews werden von den TeilnehmerInnen verschiedene biographische Einschnitte, z. B. Auszug der Kinder und Verwitwung, genannt, die aber nicht mit dem Alter verknüpft werden. Ebenso stellt die Verrentung häufig keine Veränderungserfahrung des Wohnens dar. Erst antizipierte Wohnszenarien im hohen Lebensalter sind bei den TeilnehmerInnen verknüpft mit Altersübergängen. Dabei kristallisieren sich drei Übergangstypen heraus: Typ I – Kontinuität, Typ II – Diskontinuität und Typ III – Ungewissheit. Der Typ I verfolgt das Ziel, solange wie möglich in den eigenen vier Wänden zu wohnen und dort auch zu sterben. Dementsprechend nimmt er auch schon Wohnraumumgestaltungen oder Veränderungen hinsichtlich des Wohnarrangements vor. Als Grenze dieser Wohnszenarien werden der schwerwiegende Pflegebedarf und die zunehmende Belastungssituation für Angehörige benannt. Jedoch stellen Hochheim und Otto fest, dass »für den Fall des Auftretens eines solch schwerwiegenden Pflegebedarfs [...] kein weiteres Wohnszenario benannt oder gar ausbuchstabiert [wird]«

(Hochheim/Otto 2011: 309). Der Typ II ist sich zwar eines zukünftigen Pflegebedarfs und einer Unausweichlichkeit der Veränderung der Wohnsituation bewusst, trotzdem kommt zum Zeitpunkt des Interviews kein freiwilliger Umzug infrage. Personen dieses Typus informieren sich zwar schon über Wohnformen im Alter, jedoch »erfolgt die Wohnveränderung erst wenn ein Leben im eigenen Haushalt nicht länger realisierbar erscheint« (Hochheim/Otto 2011: 310).

Für den Typ III gelten das Leben, die Veränderungen und auch das Wohnen im Alter als nicht planbar. Zukünftige Wohnszenarien sind eher von einer hohen Flexibilität und Ungewissheit gekennzeichnet. Infolgedessen bleibt die »vorsorgliche« Auseinandersetzung mit den auf Pflegedürftigkeit ausgelegten Wohnformen aus. Letztlich spielt für die Wohnvorsorge die Ausstattung mit ökonomischen, korporalen und sozialen Ressourcen eine entscheidende Rolle.<sup>28</sup>

Desweiteren werden *Umzüge*<sup>29</sup> unter der Übergangsperspektive betrachtet. Oswald/Franke rücken in ihrer Studie unter einer sozio-gerontologischen Perspektive die individuellen Austauschprozesse zwischen Person und sozial-räumlicher Umwelt und Veränderungen von Person-Umwelt-Gefügen in den Mittelpunkt (vgl. Oswald/Franke 2014: 190). Dabei handelt es sich um Prozesse, die auf einer biographisch gewachsenen, subjektiven, emotionalen und kognitiven Verbundenheit zur gewohnten Wohnumwelt basieren und die sich wiederum auf die eigene Identität auswirken. Mit zunehmendem Alter werden die Wohnung und das unmittelbare Wohnumfeld immer stärker zum Mittelpunkt der Lebensgestaltung, sodass der Wohnortwechsel häufig »massive Eingriffe in das gewohnte Leben [darstellt], beispielsweise wenn der Selbstständigkeitserhalt in Frage steht und eine Übersiedlung in eine Institution oder andere Wohnform angebracht erscheint« (Oswald/Franke 2014: 201 f.). Sie unterscheiden in ihrer Untersuchung zwischen Umzügen in private Haushalte und in betreutes, gemeinschaftliches und institutionalisiertes Wohnen. Den Autoren zufolge sind für die individuellen Austauschprozesse zwischen Person und sozial-räumlicher Umwelt sowohl die subjektive Bewertung (Bedeutungszuschreibungen und Verbundenheit mit der Umwelt) als auch die objektiven Handlungen (Auseinandersetzung und Aneignungsprozesse) gleichermaßen von Bedeutung. In ihnen spiegeln sich spezifische Wohnmotive wider. Zusammenfassend stellen sie fest, dass die Entscheidungsspielräume, d. h. die gesellschaftliche und individuelle Gestaltbarkeit, für die Lebenszufriedenheit, für das Wohlbefinden und die Umzugsbereitschaft eine entscheidende Rolle spielen.

28 Weitere Ausführungen zu den Ausstattungen mit Kapitalsorten und zur Sozialtheorie Bourdieus siehe Kap. 4.

29 Weitere Analysen von Umzügen unter gerontopsychologischen Gesichtspunkten oder Aspekten der pflegerischen Versorgung siehe: Mischke 2015, Dreizler et al. 2013, Thiele-Sauer/Feichtinger/Baumann 2008, Tracy/DeYoung 2004, Thiele et al. 2002, Lee/Woo/Mackenzie 2002, Young 1998, Wilson 1997.



Für Günter Burkart ist der »Weg ins Heim« ein komplexer und in mehreren Dimensionen ablaufender Prozess, in dem sich eine Vielzahl objektiver und subjektiver Faktoren bündeln (vgl. Burkart 2009: 54). Den Heimeinzug bezeichnet er als ein kritisches Lebensereignis aufgrund der plötzlich entstehenden Notwendigkeit, dem sich verändernden Gesundheitszustand, einer mangelnden Vorbereitung, der Alternativlosigkeit sowie der sich verändernden Wohnumwelt. Ebenso bezeichnet er die veränderten Tagesstrukturen und das neue soziale Netzwerk als herausfordernd für die betroffenen Personen. Neben einem quantitativen Untersuchungsteil setzt er sich in seinem qualitativen Forschungsteil mit biographischen Aspekten des Übergangs auseinander. Er fragt nach den Gründen für eine Heimunterbringung und nach den Lebensbedingungen der sogenannten »Bewohner\*innen«<sup>30</sup>. Ebenso sind für ihn die Form und Besonderheit des individuellen Einlebens im Heim und die persönliche Auseinandersetzung mit dem Einfluss der Institution von Interesse (vgl. Burkart 2009: 55). Er stellt fest, dass die Privatheit<sup>31</sup> des bisherigen Wohnens in den »eigenen vier Wänden« in den Einrichtungen der stationären Altenhilfe aufgehoben wird (vgl. Burkart 2009: 56). Dem selbstbestimmten Raum des Rückzugs stehe nun ein Raum gegenüber, der von professionellen Interventionen gleich mehrerer unterschiedlicher Berufsgruppen durchdrungen scheint (vgl. Burkart 2009: 195). Daher ist für Günter Burkart die Aufrechterhaltung von Autonomie ein wesentlicher Indikator für Handlungsspielräume im Seniorenheim. Seiner Meinung nach sind die Menschen dann autonom, wenn sie die Möglichkeit haben, Entscheidungen über die Hilfen Dritter treffen zu können (vgl. Burkart 2009: 33).

Zur näheren Beschreibung von Umzügen in Alteneinrichtungen sind Phasenmodelle ein sehr gängiges Prinzip. Nach Youngs stufenförmigem Verlaufsmodell (1998) lässt sich der Umzug in Wohngemeinschaften bzw. -anlagen in vier Phasen unterteilen: 1. die Entscheidungsphase, 2. die Vorbereitungsphase, 3. die Umzugsphase und 4. die Eingewöhnungsphase (vgl. Young 1998: 154). In der *Entscheidungsphase* wird der Bedarf nach stationärer Betreuung erkannt, die Entscheidung getroffen und die Pflege- und Betreuungseinrichtung ausgewählt. Die *Vorbereitungsphase* ist für Heather Young die aufwendigste und krisenbesetzteste Phase, weil in ihr

30 In Heimverträgen werden die einziehenden Personen bzw. Mieter\*innen kurz als »Bewohner« oder »Bewohnerin« benannt (siehe u. a. [www.pflege-navigator.de](http://www.pflege-navigator.de) oder [www.drk-altenpflegeheimkaufungen.de](http://www.drk-altenpflegeheimkaufungen.de)). Ich verwende diese Benennung z. T. in meiner Arbeit mit einfachen Anführungszeichen, um mich von den impliziten Zuschreibungen, Erwartungen und Pflichten, die diese Adressierung birgt, zu distanzieren und diese nicht einfach unkommentiert zu reproduzieren.

31 Siehe Burkarts Stufen der Privatheit: »a) die Innenwelt der Person, b) die Intimsphäre oder Sphäre der höchstpersönlichen Bindungen, Freundschaften und Liebesbeziehungen, c) die häusliche Sphäre und die Sphäre der privaten Lebensformen, d) das Privateigentum und die marktformigen Beziehungen zwischen »Privatleuten.« (Burkart 2002: 402) Darüber hinaus weist Burkart darauf hin, dass die »Stufen der Privatheit« keineswegs fixiert sind, sondern sie unterscheiden sich in Abhängigkeit von Kultur, historischer Epoche und Sozialmilieu.

die persönlichen Dinge sortiert bzw. aussortiert werden und dieser Prozess außerdem für die umziehenden Personen am wenigsten übertragbar auf Familienmitglieder oder Freunde ist. So schlussfolgert die Autorin, dass bei Akteur\*innen, die diesen Prozess nicht aktiv mitgestalten können, die Unzufriedenheit steigt. »Those who were unable to participate in this process were the most unhappy with the move and were plagued by questions about the whereabouts of certain significant items.« (Young 1998: 157) Der *Umzug* wird hingegen eher als unproblematisch bzw. nebensächlich dargestellt.<sup>32</sup> Die Phase der *Eingewöhnung* wird der Autorin zufolge von vier Ereignissen bestimmt: »nesting, working out logistics, fitting in and reconciling life changes« (Young 1998: 158). Mit »nesting« bezeichnet Young die Aneignung der neuen Umgebung, indem sich die Akteur\*innen ein neues Zuhause schaffen. Sie eignen sich ihre neue Umgebung an, machen sich vertraut mit ihrer neuen Umwelt, den räumlichen Gegebenheiten und dem nahen Umfeld. In der zweiten Phase des »working out logistics« stellt sich eine gewisse Vertrautheit mit den (Tages-)Strukturen und Ressourcen der Einrichtung ein. Die Ambivalenz weicht zunehmend einer Klar- und Sicherheit, während sich die Interviewpartner\*innen immer mehr ihr neues soziales Umfeld erschließen. Mit »fitting in« bezeichnet Heather Young die dritte Phase der Eingewöhnung, d. h. die Phase, in der man sich mit dem sozialen Umfeld und den anderen »Bewohner\*innen« auseinandersetzt sowie Abgrenzungen stattfinden und Territorien markiert werden, z. B. wenn neue Personen hinzukommen. Die vierte Phase der Eingewöhnung beschreibt sie als »reconciling life changes«, eine Phase, in der sich die Akteur\*innen mit ihren Veränderungen im Lebensverlauf und ihrer neuen Lebenssituation abfinden. Die Akteur\*innen reflektieren, deuten ihre Situation und setzen sie in Bezug zur Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Für Heather Young kommt in dieser Phase der eigene Tod viel stärker zum Ausdruck.<sup>33</sup> Dreizler et al.<sup>34</sup> (2013) haben in Anlehnung an Youngs Stufenmodell ein Phasenmodell mit dem Schwerpunkt auf der Phase der Entscheidungsfindung für den deutsch-schweizer Raum entwickelt. Ihr Hauptaugenmerk liegt vor allen Dingen auf der erfolgreichen Bewältigung von Übergangsprozessen, sodass ihre Erkenntnisse auch zu einem besseren Verständnis der betreuenden Fachleute beitragen sollten. In Anlehnung an Young unterteilt sich ihr Modell in drei aufeinanderfolgende Phasen: 1. die Planungsphase, 2. die Entscheidungsphase und 3. die Phase

32 »The act of physically relocating, or transferring self and belongings, constituted a relatively small and unimportant phase of the total process, highlighting the significance of the pre- and post-move phases of relocation.« (Young 1998: 162)

33 »The meaning of the move to congregate housing was constructed as a transition into a new developmental phase, the last stage before death. For the first time, the participants viewed their futures as bounded by death.« (Young 1998: 161)

34 Vgl. Forschungsprojekt Mischke et al. 2005. Bei den Forschungsprojekten von Dreizler et al. und Mischke et al. handelt es sich um eine gemeinsame Forschungsarbeit, die zu unterschiedlichen Publikationen (2005, 2013) führte.

der Transition. Im Unterschied zu Young stellen sie für die *Planungsphase* fest, dass es Akteur\*innen gibt, die eher langfristig im Voraus planen und Personen, die ungeplant und kurzfristig ins Heim übersiedeln. Dabei hat die langfristige Vorbereitung den Vorteil, dass die betroffenen Personen ihren Heimeintritt selbstbestimmt organisieren können. Sie haben noch die Fähigkeiten und die Zeit, sich über Vorsorgemaßnahmen bewusst zu werden oder alternative Wohn- und Pflegeformen zu prüfen. Ihrer Meinung nach endet die Planungsphase mit der Auswahl des Pflegeheims. Dabei spielen Kriterien wie die geografische Lage, die Ausstattung, die Gestaltungsmöglichkeit, das Personal und die anderen Nutzer\*innen eine bedeutsame Rolle. In einer Veröffentlichung, die unter Mischke et al. publiziert wurde, kommen die Autorinnen in der Interpretation ihrer Befragung jedoch zu dem Ergebnis, dass es sich bei der Planungsphase eher um unverbindliche Planungen handelt, d. h. dass die Pläne im Laufe der Zeit bis zur unwiderrieflichen Entscheidungsfindung noch einmal verändert bzw. umgeworfen werden können (vgl. Mischke et al. 2005: 76). Für die *Entscheidungsphase*, die häufig von Familienangehörigen als Gesprächspartner\*innen und Hilfesteller\*innen oder Professionellen unterstützt oder vorangetrieben wird, ist den Autor\*innen zufolge der Grad der Selbstbestimmung bzw. aktiven Mitgestaltung äußerst wichtig. Je fremdbestimmter die Entscheidung getroffen wird, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit, dass die betroffenen Personen Widerstand leisten. Die Phase der *Transition*, die die Haushaltsauflösung, die Umzugsplanung und -umsetzung umfasst, definieren sie als die Phase, in der äußerst ambivalente Reaktionen, die ein Heimeintritt hervorruft, auftreten können (vgl. Mischke et al. 2005: 77). Ängste vor bestehenden Verlusten oder Einsamkeitsmomenten sowie Entlastungsgefühle werden geäußert. Dabei fällt es den Personen leichter, die neue Wohn- und Lebenssituation zu akzeptieren, die ihren Umzug schon langfristiger geplant hatten, als denjenigen, die aus einer Notwendigkeit heraus oder ziemlich kurzfristig umziehen mussten. Erst wenn die betroffenen Personen die Situation akzeptiert haben, kann man nach Mischke et al. von einem Abschluss der Transition sprechen. Die Autor\*innen stellen abschließend fest, dass für den Erfolg der Transition die langfristige Planung sowie die Beteiligung im Entscheidungsprozess bedeutsam sind (vgl. Mischke et al. 2005: 79). Erst wenn die Akteur\*innen zufrieden sind mit ihrer Entscheidung, die sie bestenfalls selbstständig getroffen haben, handelt es sich um eine gelungene Transition.

Die hier angeführten Stufen- bzw. Verlaufsmodelle zu Umzügen von Young und Mischke beschreiben zwar das Phänomen Übergang in seiner Prozesshaftigkeit, jedoch eher unter einer individualistischen, handlungstheoretischen Perspektive, ohne explizit die materiell-räumliche Dimension in der »Gleichzeitigkeit [von] Herstellung und Wiederherstellung« (Dirks/Kessl 2012: 517, d. Verf.) von Räumen zu berücksichtigen.

Miriam Meuth hat u. a. am Beispiel von pädagogisch begleiteten wohnbezogenen Übergängen junger Frauen und Männer (Jugendwohnen) einen mehrdimensionalen Wohnbegriff entwickelt. Ausgehend von soziologischen und philosophisch-phänomenologischen Ansätzen unterteilen sich ihre Dimensionen des Wohnens in die Wohnbeschaffenheit (physisch-materielle Dimension), den Haushalt (sozialstrukturelle Dimension), das Zuhause (emotional-kognitive Dimension) und die Wohn-Tätigkeit (Handlungsdimension) (vgl. Meuth 2014: 105). Um das Wechselverhältnis zwischen diesen unterschiedlichen Dimensionen näher zu bestimmen, rückt sie das Wohnen als gesellschaftliche Praxis und die Wohnung als einen gesellschaftlichen Ort ins Zentrum ihrer Betrachtung. Unter Einbezug des relationalen Raumverständnisses von Martina Löw erörtert sie die Räumlichkeiten der Wohneinrichtungen und verweist auf das Wohnen als ein gesellschaftlich konstituiertes Phänomen, welches sich in der Produktion und Reproduktion räumlicher Praktiken zeigt. Nach dem relationalen Ansatz von Martina Löw (2012) ist Raum nämlich nicht per se als eine Art Behälterraum vorhanden, sondern wird erst durch bestimmte soziale Praktiken hergestellt. Löw versteht Raum als »eine relative (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern« (Löw 2012: 159 f.). Die Herstellung von Räumen ist durch zwei sich gegenseitig bedingende Prozesse, 1. der Syntheseleistung und 2. dem Spacing (Platzierungspraxis), bestimmt. Mit der Syntheseleistung bezeichnet sie den Prozess der relationalen Verknüpfung von sozialen Gütern (Menschen, Tieren, Pflanzen, Gewässern, etc.) durch Wahrnehmungsprozesse zu ein- und ausschließenden Räumen. Mit dem Spacing ist die Handlung des Errichtens, Bauens, Positionierens von Dingen und Körpern, d. h. sozialen Gütern, gemeint. Im Anschluss an den relationalen Ansatz hebt Miriam Meuth noch einmal stärker die Materialität als Produzent und Produkt von Raum(re)produktionen hervor. »Materialität wird von ihr [Martina Löw] jedoch vor allem in der Relevanz für Handlungen gedacht und kaum als Effekt von Prozessen der Raum(re)produktion.« (Meuth 2017: 108)<sup>35</sup>

Miriam Meuth problematisiert in ihrer Arbeit das »Private« im Verhältnis zu »semi-öffentlichen [Räumen] des institutionellen Wohnens« (Meuth 2013: 132), in denen bestimmte Skripte von Verhalten und Erwartungen, über die Einhaltung bestimmter Regeln vorhanden sind, die das Handeln sowohl der Mitarbeitenden als auch der Nutzer\*innen prägen. Damit berücksichtigt sie, im Vergleich zu bisherigen, eher institutionell oder subjektorientierteren Übergangskonzepten und Verlaufsmodellen, stärker »die materiell-räumliche, emotional-kognitive, nicht so stark institutionalisierte Dimension, sowie die Handlungsebene als gesellschaftlich wie biografisch relevante Elemente von Übergängen« (Meuth 2014: 119).

<sup>35</sup> In Kapitel 3.3.1 werde ich näher auf das relationale Raumverständnis von Martina Löw in Bezug auf den wohnraumbezogenen Übergang ins Altenheim eingehen, da es sich für meine Arbeit als grundlegender Ansatz herausgestellt hat.

Zwar ist ihr mehrdimensionaler Wohnbegriff an eine differenziertere Analyse von anderen Übergängen anschlussfähig, bezieht sich jedoch stärker auf das Phänomen ›Wohnen‹ im jungen Erwachsenenalter aus der Perspektive von Räumlichkeit und weniger auf die Prozesse von Ent- und Verräumlichung bzw. der individuellen Gestaltung von Übergängen unter der Perspektive von Räumlichkeit.

Aus den erfolgten Ausführungen wird deutlich, dass die bisherige (wohnbezogene) Übergangsforschung vorwiegend der im Lebenslauf institutionalisierten Gliederung von Lebenszeit entlang von Lebensaltersphasen und den darin enthaltenen Normalitätsannahmen und sozialen Konstruktionen folgt. Unter handlungs- und strukturtheoretischer Perspektive werden (wohnbezogene) Übergänge im Alter meist gesetzt, ohne ihr Entstehen oder ihre Herstellung und Gestaltung zu betrachten. Jedoch liegt nur wenig Wissen darüber vor, wie diese Übergänge zustande kommen und welchen Prozessen sie sich verdanken (vgl. Walther/Stauber 2017). Die Forschungsarbeiten der ökologischen Gerontologie rücken zwar unter »räumlich-sozialer Perspektive« (Wahl/Oswald/Mollenkopf 1999: 18) die Person-Umwelt-Wechselwirkungen und Anpassungs- und Aneignungsprozesse von Wohnumwelten in den Vordergrund, jedoch ohne dabei der Verräumlichungspraxis größere Aufmerksamkeit zu geben. Ähnlich verhält es sich bei Forschungen, die sich mit »typischen Ausformungen im Lebenslauf alter Menschen« (König, P.-C. 2010), die zu einer Übersiedlung in ein Pflegeheim führen, und der institutionellen Regulierung von Anpassungs- und Aneignungsprozessen befassen.

Daher konzentrieren sich neuere Ansätze weniger auf die lebenslaufbezogenen Effekte wohnbezogener Übergänge oder deren Reflexion im Rahmen biographischer (Re-)Konstruktion. Sie heben hingegen mehr die Handlungsfähigkeit von Individuen (Raithelhuber 2011) in komplexen Gefügen zwischen Personen bzw. zwischen Personen und Dingen sowie die materiell-räumlichen, emotional-kognitiven Aspekte als gesellschaftlich wie biographisch relevante Elemente von Übergängen (Höblich/Meuth 2013) hervor. Übergänge werden zunehmend als gestalt- und konstruierbar verstanden (Walther/Stauber 2017). Damit »wird der Blick nicht nur für die Herstellung neuer Übergänge geschärft, sondern auch für die Neugestaltung bereits bestehender Übergänge sowie für das Wechselverhältnis aus artikulierten Anforderungen und Erfolgskriterien, Praktiken ihrer Vermittlung sowie Prozessen ihrer Aneignung« (Walter/Stauber 2017: 10).

Vor allem fehlt es bisher an empirischen Untersuchungen, die stärker die materiell-räumliche Dimension und die individuelle Gestaltung *wohnraumbezogener Übergänge ins Altenheim* berücksichtigen, wie es Miriam Meuth für die Betrachtung wohnbezogener Übergänge junger Erwachsener vorgeschlagen hat. An der Herangehensweise von Miriam Meuth lässt sich aufzeigen, wie die materiell-räumliche Perspektive als Schlüssel zu Interpretations- und Handlungsmustern, strukturellen Bedin-

gungen und Leidens- und Bewältigungsprozessen fungieren kann. Unter Einbezug der materiell-räumlichen Dimension ergeben sich daraus für die vorliegende Untersuchung Fragen der individuellen Bewältigung und Gestaltung von wohnraumbezogenen Übergängen.

#### 1.4 Ziel der Untersuchung

Die vorliegende Untersuchung zielt auf die Rekonstruktion individueller Bewältigungs- und Gestaltungsprozesse wohnraumbezogener Übergänge betroffener Personen.<sup>36</sup> Daher bezieht sich die grundlegende und offene Frage auf den prozesshaften Charakter von Übergängen und die *Prozesse der Ent- und Verräumlichung*, die von den Akteur\*innen relevant gesetzt werden. Um letztlich, wie Harald Welzer schon mit seinem Begriff der Transition herausgestellt hat, dem Sachverhalt gerecht zu werden, dass Übergänge nicht linear verlaufen und dass es äußerst schwierig ist, einen genauen Anfangs- oder Endpunkt zu bestimmen, wird der wohnraumbezogene Übergang hier weniger als spezifisches Ereignis, sondern als Prozess betrachtet, welcher biographisch relevant ist und im Rahmen von Entscheidungen und Weichenstellungen selbst geformt werden kann. In einem zweiten Schritt wird daher nach den *Herausforderungen und Aneignungspraktiken* bzw. *Gestaltungsmöglichkeiten*, die immer im Kontext struktureller Bedingungen und altersspezifischer Leitbilder zu fassen sind, gefragt. Denn wie schon in Kapitel 1.1 erwähnt, ist der wohn(raum)bezogene Übergang in der späteren Lebensphase weniger institutionalisiert oder durch gesetzliche Regelungen bestimmt als z. B. der Übergang in die Grundschule oder der Renteneintritt, doch auch hier wirken demografische Entwicklungen, Altersbilder, Wohnkonzepte für pflege- und betreuungsbedürftige Menschen und normative, gesellschaftlich-geprägte Erwartungen (vgl. Höblich/Meuth 2013: 295).

Das zentrale Anliegen der vorliegenden Forschungsarbeit, den wohnraumbezogenen Übergang ins Altenheim aus Sichtweise der Einzelnen aufzuzeigen, lässt sich methodisch durch die Teilnehmende Beobachtung und das verstehende Interview (Jean-Claude Kaufmann 1999) erfassen. Ich habe mich während meines Forschungsprozesses (siehe Kap. 2) gegen eine Ethnographie von Umzügen und gegen prozessbegleitende Interviews vor, während und nach dem Übergang entschieden. Ich habe festgestellt, dass bestimmte Aneignungs- und Bewältigungsprozesse in Bezug auf die institutionellen Formen der Regulierung, die Auswirkungen auf den Lebenslauf

<sup>36</sup> Meine Untersuchung bezieht sich auf die Gestaltung wohnraumbezogener Übergänge in Altenheimen in Deutschland, d. h. die Rahmenbedingungen, Themen und Schwerpunktsetzungen basieren auf dem deutschen Pflege- und Altenhilfesystem. Ein internationaler Vergleich von Übergängen in Pflege- und Betreuungssysteme wäre ein Ausgangspunkt für weitere Forschungen.

und die Selbstkonzepte noch einmal stärker zum Ausdruck kamen, wenn die Übergangsprozesse im Wesentlichen schon abgeschlossen waren.

Mit der Datenerhebung und -analyse nach den Prämissen der Grounded Theory wird nicht der Anspruch der quantitativen Repräsentativität verfolgt, vielmehr geht es um die Entwicklung einer theoretischen Skizze auf Basis mikroanalytischer Rekonstruktionen.

Die vorliegende Studie hat zum Ziel, eine empirisch fundierte Analyse von wohnraumbezogenen Übergangserfahrungen ins Altenheim vorzulegen, die unter Berücksichtigung der materiell-räumlichen Dimension zu einem ganzheitlichen, umfassenden, mehrdimensionalen Übergangsvverständnis beiträgt, das sowohl die Handlungsebene, die Erfahrung und das Erleben als auch die Strukturebene und die soziale Konstruiertheit mit berücksichtigt.

## 1.5 Der Aufbau der Arbeit

Nachdem ich im ersten Kapitel die thematische Verortung, die zentralen Begriffe und die Relevanz des Forschungsthemas dargelegt habe, werde ich im zweiten Kapitel auf die *methodischen und methodologischen Überlegungen*, d. h. die Grounded Theory als Forschungsstil, den Zugang zum Feld und Entscheidungen zum Sampling, eingehen. Weiterhin wird der Ablauf des Forschungsprozesses entlang der Methoden der Datenerhebung und -auswertung dokumentiert. Anschließend nehme ich auf die Illustrationen, die sich wie ein eigenständiger roten Faden, mal visualisierend, mal explizierend, mal kontrastierend, durch meine Arbeit ziehen, Bezug. Diese sind, im Rahmen des Kooperationsprojekts »Art&Science« zwischen der Bielefeld Graduate School in History and Sociology (BGHS) der Universität Bielefeld und der Fachhochschule Bielefeld, in gemeinsamen Gesprächen und Entwicklungsphasen mit den Illustratorinnen Sonja Mense und Solveig Lawitzke entstanden. Daraus hat sich auch das gemeinsame Buchprojekt für meine Promotionsarbeit mit Sonja Mense entwickelt, das hiermit vorliegt.

Die Ergebnisse meiner Untersuchung stelle ich im Anschluss in drei inhaltlichen Kapiteln dar: *Zur Interdependenz von Körpern, Dingen und Räumen im Übergang, Habitus als konstituierendes Element räumlicher Privatheit und Zur Gleichzeitigkeit von Persistenz und Modifikation im Übergang*.

Kern des ersten inhaltlichen Kapitels (Kap. 3) sind die drei Dimensionen, die sich als bedeutsam für den Übergangsprozess herausgestellt haben. Der Begriff der Interdependenz als gegenseitige Abhängigkeit hebt die zentrale Bedeutung des körperlichen Leibes, der Sozialität der Dinge und der räumlichen Privatheit für den Übergangsprozess hervor. Darin spiegelt sich eines der wesentlichen Ergebnisse dieser Arbeit wider, dass in den Prozessen der Ent- und Verräumlichung (von Entscheidungs- über Planungs- zu Aneignungsprozessen) die Wiederherstellung materiell-räumlicher und

körperlicher Privatheit angestrebt wird. Um die Konstitutionsprozesse räumlicher Privat- und Vertrautheit zu beschreiben, beziehe ich mich auf das relationale Raumverständnis von Martina Löw und den Ansatz zu räumlicher Privatheit von Carmen Keckeis. Ein weiterer wesentlicher Aspekt, den ich in diesem Kapitel behandle, ist das Verhältnis der Wiederherstellung räumlicher Privatheit in einem institutionalisierten Raum (Altenheim).

Das zweite inhaltliche Kapitel (Kap. 4) stellt den Habitus, der neben den räumlichen Strukturen die Herstellung räumlicher Privatheit wesentlich bedingt, in den Fokus. Dabei geht es vordergründig um die klassen-, geschlechts- und generationsspezifisch habitualisierten Wiederherstellungspraktiken räumlicher Privatheit, die ich nach meiner Darlegung des Habituskonzeptes von Pierre Bourdieu erläutere.

Bestimmte Aneignungspraktiken bzw. die Entscheidung zum Übergang gehen aus der (erzwungenen) Habitusmodifikation, verstanden als (unbewusste/bewusste) Anpassung, hervor. Dem Wechselverhältnis zwischen Habituspersistenz als ›Modi der Gestaltung‹ sowie der Habitusmodifikation widme ich mich im dritten inhaltlichen Kapitel (Kap. 5). Ich erkläre, wie ich die Begriffe der Persistenz und Modifikation verwende. Ebenso gehe ich auf die erzwungene Habitusmodifikation ein, die sich primär in Fremdheits- und Leidenserfahrungen äußert. Zudem geht es um den Zusammenhang zwischen dem Prozess des Älterwerdens und dem Habitus als Weichenstellung für den Übergang ins Altenheim, der bisher in der Forschung nur wenig betrachtet wurde.

In Kapitel 6 fasse ich die Erkenntnisse noch einmal zusammen und setze sie in Bezug zu aktuellen Debatten. Abschließend beschäftige ich mich im Epilog mit dem ursprünglichen Titel der Untersuchung.